**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 17 (1913)

**Heft**: [10]

**Artikel:** Jochem Steiner [Fortsetzung]

Autor: Roelli, Hans

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-587610

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ernit Emil Schlatter, Zürich. Platat für die Birfigtalbahn. Drud: Graph. Unftalt J. G. Wolfensberger, Zürich.

die Entenmutter entgegen. Ihre Aeuglein schillerten wie Regentropsen, darin sich die Sonne badet, und ihr Schnabel war aufgesperrt und breit, und wenn sie ihn einen Augenblick zuklappte, gab es ein seltsam Geräusch, als sielen zwei Hölzsein auseinander. Das lächerte die Knaben, und sie zogen den Goldprinz aus der Hosentasche und steckten ihn in den Entenschnabel. Schnatternd verdankte die Ente den leckeren Bissen, und das Käserlein mit der Krone, so hellglänzend wie das Gold der Aehren, endete im Entenmagen . . .

## Fochem Steiner.

Eine Geschichte von Sans Roelli, Zürich.

31. Nachbrud verboten.

Rheinhausen ift eine kleine alte Stadt. Sie hat noch Schuktürme und Mauern und mächtige Tore. Es sind da auch krumm= winkelige holperige Gassen und bemalte und spruchverzierte Säuser mit überhängenden Giebeln. In den unteren Gassen merkt man den Geruch des Flugwassers. In der Mitte des Marktplages steht der Stadtbrunnen. Aus dem leicht ausgehöhlten Brunnenkopf leuchten feuerrote Geranien. An seinen Seiten wachsen grüne Schlingen heraus, die ihre dunnen Zweiglein bis ins Wasser hinabstrecken. Bier Gassen finden sich am Marktplak zusammen. Bier Röhren, aus denen das fühle Baffer sprudelt, steden im Brunnenstamm. Jedes Sträglein will seinen eigenen Brunnenteil haben. Darüber erzählte mir der Viehhändler Spalinger, dem ich die Zwergkuh zu kaufen gab: Vor langen Jahren hätten mal die Rheinhauser Frauen miteinander bosen Streit gehabt wegen des Brunnenwassers. Beiber aus vier Gassen seien um den Brunnen herumgestanden und hätten sich um das Wasser gestritten, das damals noch aus zwei Röhren sprang. Da habe der Bürgermeister, der nebenan wohnte und für das Wohl der Stadt zu schlafen, zu trinken und auch zu arbeiten hatte, den ungehörigen Spektakel nicht mehr mit anhören können. Auf den Rat eines Schmiedmeisters habe er vier Röhren in den Brunnenstamm steden lassen. Da sei es jest ganz anders geworden. Es sei eine Freude gewesen, den Frauen beim Wasserschöpfen zuzuschauen. Und der Bürgermeister habe sich am Anblick der lieben Rheinhauserinnen so ergött, daß er beinahe das Schlafen und Trinken und auch das Arbeiten zum Wohle der Stadt vergafft hätte. Seine Chefrau Elijabeth habe ihm daraushin eine Kammer hintenaus eingeräumt. Es möchte seinen Augen schaden, vornaus zu schauen. Das Steinpflaster sei so blendig weiß um die Mittagszeit herum ... Der Bürgermeister sei halt mehr im Ratssaal als zu Hause Meister gewesen. Das sei das mals schon so gewesen. Es liege ja im Wesen wieler Frauen, zu herrschen, weil es ost köstlich sei, den leiblich stärkeren Mann unter'm Panstoffel zu haben ...

Rheinhausen gefällt mir. Ich beschließe, ein paar Tage hier zu bleiben. Um die Mittagszeit stehe ich am Marktbrunnen. Nicht, um auf wasserbelende Frauen zu warten. Diese Zeit ist längst vorüber. Nein, ich warte auf die Sonene. Wenn das Himmelsstück über den Marktshäusern blau oder auch nur sast wolfenlos ist, klettert das Licht an den verschnörkelten Giebelbalken und Fensterdächern herunter, grüßt die roten Blumen und blickt auf den Brunnenboden nieder. Das Wasser fängt an zu schimmern, wie wenn Aberhunderte von Silberstücken darin herumpurzeln würden. Und doch sind es eigentslich nur die glänzenden Lichtaugen, die sich im Wasser spiegeln. Ich möchte tagelang da zus

Wasser spiegeln. Ich möchte tagelang da zusschauen. Aber das Licht lacht mich aus, steigt behend an Erfer und Gesims empor, springt über die Dächer und möchte mir zurusen: Fang' mich!

Ich wandere durch das Rheintor aufs offene Land hinaus. Rheinhausen ist mir lieb geworden. Ein alter, stets ehrlicher Geruch, ein ungestörtes Wohlseben und ein wackerer Menschenschlag sind an dem Städtchen hängen geblieben. In verschwiesenen Rheinhauser Aneipen mag man diese Menschen noch sinden. Da hocken sie bei einem Humpen zusammen und reden über Tagesereignisse, bedächtig und langsam — treffend und



Ernit Emil Schlatter, Zürich. Plakat für bas Baufchängli-Mestaurant in Zürich. Druck: Graph, Anskalt Z. E. Wolfensberger, Zürich.



Euno Amiet, Ofchwand. Schützenfest-Plakat (1912). Drud: Artist. Anstalt Kümmerlh & Fren, Bern.

wohlüberlegt. Oft könnte ich ein ganz feines Lächeln aus den bärtigen verstürmten Gesichtern herauslesen, das etwa sagen möchte, daß man umso lieber am Alteingesessenen und Grund= sicheren flebe, jemehr man einer unschönen und drängenden Zeit entgegengehe. An bärtigen verstürmten Gesichtern wagt sich manch einer ein feines Lächeln überhaupt nicht vorzustellen. Warum nicht? Es gibt alte verwetterte Rerle, die lachen können wie schöne blasse Rinder. So wird es bei alt und jung immer sein, solange das Lachen nicht erlernt oder überdacht ist, son= dern geradewegs aus dem Herzen kommt. Auch edige, äußer= lich rohe Menschen können goldene Herzen haben. Ja, bei denen kann das Herzfühlen so stark und reich sein, daß man darob er= staunt. An schönsagenden Worten mangelt es diesen Menschen freilich; sie können schweigsam, mürrisch, auch grob sein. Das kommt oft daher, weil man Worte aus ihnen zwingen möchte, die sie einem nicht geben können. Schau zu, es ist schwer, mit Menschen umzugehen! Der Biehhändler Spalinger gehört zu dieser Art von derben ungehobelten Menschen. Ich hätte ihm gerne noch eine zweite Ruh verkaufen mögen, um seine gesunden tapferen Unsichten weiter zu hören.

Ich bin über meinem Sinnen ordentlich weit ins Land hinein geraten. Das Gras steht hoch und wird zum Schneiden bald reif sein. Aecker und Rebhalden sind gut gepflegt. Man sieht dem Land an, daß umsichtige und schaffige Leute es bebauen. Der Ertrag an Obst wird heuer in dieser Gegend nicht reich sein. Die Bäume stehen ziemlich leer. Nachtfröste taten ihnen weh. So geht es. Ein Jahr sehlt es an dem, ein anderes an jenem.

Durch die Obstbäume blitzen Stücke einer goldenen Sonne. Es ist Abend. Ich kehre um. Türme und Tore von Rheinhausen heben sich nur schwer in die dämmerige Luft hinaus. Sie sind unförmlich geworden, als würden an ihnen ganze Klumpen

dider schwarzer Schatten hängen. Aus den Fenstern, die der Sonne zugekehrt sind, lodert ein goldenes Feuer. Da und dort fällt ein warmer letter Sonnenstrahl tiefschräg in eine Gasse hinein. Dann streicht die Dämmerung an den Säusern empor. Die Gassen sind wunderlich leer und fühl — nicht menschenleer, aber so lichtleer und wunschlos. Ich kann es nicht treffend genug sagen. Diese Leere fühlt man eigentlich nur und sucht keine Worte dafür. Im untern Stadtteil merkt man den feuchten Geruch des Wassers deutlicher als am Tage. Auch streift ein fühler Wasserwind an den Säusermauern entlang. Gine träumerische Müde sinkt auf Türme, Säuser und Gassen nieder. Ich fange an zu träumen. Die einbrechende Racht hilft mir dazu. Ich finde mich mühlos in eine längst entschwundene Zeit hinein. Ich denke mir, ich sei Leibeigener der Stadt Rheinhausen und sei heute in die Stadt gewandert, um den Berren die Gulten zu zahlen. Ich komme am Marktplat vorbei. Gaßauf, gaßab hängen an eisernen Retten mächtige Lampen. Ihr blendendes Licht verwirrt mich. Ich begegne wunderlichen Menschen: Frauen mit duftenden Gesichtern und seltsamen Süten und sei= denen Mänteln, Männern mit schwarzen steifen Süten und häßlich geformten Fräcken und behandschuhten Sänden. Ich pade einen Buben, der an mir vorüberspringen will, am Aermel und frage ihn, wo denn die geputten Leute da hinwollen.

"Se, ins Sinfoniekonzert in die Liederhalle!"

"So ... fo ..."

Noch halte ich an meinen altväterischen Träumereien sest. Erst als ich ein Auto mit großem Lärm und mächtigen Scheinswersern durchs Stadttor sahren sehe — erst als mir im Schaussenster eines Bücherhändlers ein Bild von Reinhold Zwiebel, Rheinhausens zukünstigem Flieger, entgegenprahlt, gebe ich mein stilles Sinnen an alte behagliche Zeiten auf. Ich lache erst; aber dann ärgere ich mich, und ich beschließe, Rheinhausen zu verlassen.

32

Maria klagt mir, der Bater habe schlecht zum Bieh geschaut, die meiste Zeit habe er im Wirtshaus gehodt. Sie sei recht froh, daß ich wieder da wäre. Ich sei lang fort gewesen. Ein leichter Borwurf spricht in diesen Worten mit. Maria hat recht. Der Bauer gehört Tag für Tag zu seinem Land, für das er zu sorgen hat. Daß mir der alte Bendener die Tiere fo schlecht gehalten hat, vergesse ich ihm nie. Das ist keine Art. Das jungste Ralblein hat er leichtsinnig draufgeben lassen. Wenn der nur einmal sein leidiges Saufen lassen könnte! All sein Geld versaufen tut der Alte. Ich fluche über Marias Bater. Oft pact's mich, auch Maria schlechte Worte zu geben. Doch was kann sie dafür, daß ihr Vater ein Säufer ist? Es ist nicht das. Ich möchte Maria haffen. Ich möchte Grund dazu haben, um ihr zu sagen: Ich gehe. Ich bleibe nicht länger. Ich will noch viel erreichen. Da fann ich's nicht. Ich möchte nicht nur für dich leben, auch für andere Menschen. Andere Menschen warten auf mich. Sie wollen, daß ich ihnen Worte gebe, wie ich sie geben kann. Ich gehe zu Menschen, die solche Worte begehren und mir danken dafür. Aber da sehe ich Marias müde und leere Augen, die wohl sagen könnten: Lebst du denn für mich? Nein, ich kann Maria nicht haffen. Nein. Aber es wäre gut, meinen eigenen Menschen hassen zu können. Schlecht genug wäre ich dazu. Ich rede ver= bittert. Dann suche ich wieder mit leichten Worten mein Be= nehmen mir zu erklären: Das sind Launen!

Maria kennt meinen Unfrieden.

"Tüchtig schaffen mußt! Du hängst Dingen nach, die nichts nügen!"

"Ja, magst recht haben!" Aber dann sage ich in plöglischer Wut und jähem Troh: "Ich schreibe doch und frage dich nicht darum!"

Maria schweigt und schaut mich hart an. Dann sagt sie: "Es nimmt mich wunder, warum du so redest. Du brauchst nicht zu murren. Es geht dir gut genug da. Wenn ich mich mühe und schaffe und ..."

"Soä, bist fertig?" Ich lache heraus und gehe ...

Bald ist Heuet. Ich gehe nach Berg hinüber, um mir ein paar Leute für die strenge Zeit zu dingen. Die Straße führt am See entlang. Der See ist blaggrau. Nur durch seine Mitte rinnt ein blutigroter Streifen. Die Sonne berührt ferne Hügelrücken. Aus dem weißen Staub der Straße schimmert ein leiser rötlicher Glanz. An den Strafenseiten stehen hohe runde Stangen. Dünne Drähte laufen an ihren Spigen entlang. Das Sonnenleuchten gleitet an den dunnen Drähten mit und hält mit mir Schritt. Ich habe Maria unrecht getan. Ich sehe es ein. Es tut mir leid. Was nützt es? Ich führe in Gedanken wohl ein gutes erkennendes Leben. Damit begnüge ich mich. Ich mag ein gutes Leben nicht zur Tat werden lassen. Ich über= treibe. Ich sorge doch für Maria und schaffe für sie. Es wäre nur gut, wenn dieses Schaffen nicht nur Maria, auch mich befriedigen könnte. Da muß ich nun meinen Frieden suchen und finden. Ich will Bauer bleiben. Mancher fühlt sich berufen, Rünstler zu sein. Dann ist seine Persönlichkeit entweder stark oder eitel. Bergichte lieber, wenn nicht ein ganges Bolf frühzeitig in dir einen Berufenen ahnt! Mit solchen Worten tröste ich mich ... quale ich mich. Doch warum?

Heber das abendliche Land fließt Gold und Blut und Schönsheit. Ich mache Fäuste. Ich schaue auf meine nackten Arme nieder. Sie leuchten und sind in der Farbe wie Bronze. Ich glaube, mein Gesicht leuchtet auch. Ich möchte schreien ... jauchzen ... singen ... doch ich sage nur leise und unbestimmt vor mich hin: "Schön ... schön ... so schön ..." Ich drück die Zähne auseinander. Halb schließe ich die Augen. So sehe und empfinde ich reicher.

Eine Viertelstunde vor Berg verliert sich die Straße in einem Buchenwalde. Rotgoldene Fleden und Striche glühen an den Waldlehnen. Ein wundersam glänzendes Geriesel streift die Blätter und Stämme. Goldene Rühle taut nieder. Ich staune. Ich halte den Atem an. Soviel Schönheit begreife ich nicht . . .

Spät in der Nacht erst komme ich heim. Ich sage zu Maria, daß es heutzutage schwer sei, gute Taglöhner um mäßigen Preis zu dingen. Diese Worte klingen wie eine Entschuldigung.

33.

Frühmorgens. Die Luft ist noch fühl, und die Wiesen sind noch feucht und schwer. Land und Bäume und Wolfen sind noch matt und unbestimmt in ihren Farben. Ich schneide mit der Sense das hohe Gras. Ich beuge die Brust vornüber und drehe den Körper taktmäßig seitwärts. An meinen Armen schwellen die Geäderstränge an, als möchten sie zerreißen. Die Salme knistern und sinken in Buscheln zu Boden. Es ist doch schön, ein Mähder zu sein. Es ist eine Lust, in das fette Gras hineinzuhauen und zu knicken und zu töten — die schönsten Blumen selbst! Es gibt mir so das Gefühl von herrischer, mit= leidsloser Rraft. Soll ich Erbarmen mit den Blumen haben? Warum nicht gar! Die Tiere fressen gedörrte Blumen so gerne wie nacktes Gras. Aber dann denke ich doch wieder, daß die Blumen Freude am Leben haben könnten, und dann tut es mir fast weh, die Blumen sterben zu sehen. Aber ich lache. Und ich webe die Sense, daß sie haarscharf schneiden muß, und mähe weiter. So geht's.

Der Bendener schafft im Gaden. Ich mähe mit den zwei Taglöhnern allein. Maria besorgt den Haushalt und hält das Essen bereit. Allmählich wird es heller. Die Wiesen glänzen. Hinter den äußersten Waldstrichen steigt die Sonne auf. Ein lauer Wind streicht über den See. Von Fluris Hof herüber bellen Hunde.

Den Wiesenweg geht Maria. Sie hält in der Hand einen Strauß feuriger Rosen. Das Licht blickt auf Marias Scheitel, auf ihr Gesicht und auf die Rosen nieder. Maria ist blaß. Sie hält die Blumen krampshaft und doch müde in der Hand.

"Maria, was hast du?"

Sie will lächeln; aber das Lächeln verzerrt das Gesicht und macht es heiß und rot. "Ich bin müde ... Ich habe heiß... D, es geht schon vorüber ..."

"Bielleicht ist es besser, wenn du ausruhst?"

"Nein, nein!"

Und sie schüttelt heftig den Kopf. Mir ist, als ob sie schon selber daran dachte, jest sich aber noch trotsiger dagegen wehrt, weil ich es offen sagte.

"Nein, es muß gehen! Ich darf doch nicht frank werden!" Sie sagt es fast heiter . . .

Feierabend. Ich habe den Tag über nicht recht schaffen mögen. Ich habe an Marias blasses Gesicht und an die fieberische Glut, die darin aufzuckte, denken müssen. Ich habe heimlich Angst...

Maria hat sich zu Bett gelegt. Sie siebert. Ich suche sie zu beruhigen. Ich nehe weihe Leinenstücke am Brunnenquell und drücke sie der Kranken auf die heihe Stirn.

"Das fühlt, Marie, das tut gut ... Marie, ich hab' dich so lieb ... Marie!"

Ich sage es leise und immer wieder.

"Ich habe dich lieb, Marie!"

Und ich streichse ihr Gesicht. Ich tat das noch nie so sorgssam. Ich glaube auch, ich war noch nie so gut zu Maria. Ob sie es fühlt? Nein . . . nein. Sie stöhnt leise und greist mit den Armen um sich. Sie tut es, ohne die Augen dabei zu öffnen . . .

Der Arzt war da. Es möge eine Lungenentzündung sein — und er schütteste den Kopf — Maria habe kein gesundes Herz, man müsse Sorg haben ...

Im Garten unten blühen Rosen. Der Mondschen streichelt sie. Sie leuchten. Ein Rauschen geht durch die Racht. Vielsleicht streicht der Rachtwind über den See. Bei Fluris Seimet kommt jemand vorüber und singt. Ich sehe den schwarzen Schatten. Ich blide auf die dunkeln Rosen. Dann stehe ich auf und



Eduard Renggli, Luzern. Platat für bas Gibg. Turnfest in Basel (1912). Druck: Graph. Anstalt W. Wassermann, Basel.

lehne mich an Marias Bett. Maria hat Rosen gerne. Maria ist die Königin der Rosen. Maria darf nicht von mir gehen. Ich zittere. Aber da werde ich plöglich ruhig. Auf dem Kammertisch liegt ein Heste, in das Maria Ausgaben und Rechsnungen schrieb. Ich reise ein leeres Blatt heraus und kange an zu schreiben. Ich schreibe für Maria. Ich will ihr damit Freude machen. Sie wird über meine Verse nicht lachen und wird mich verstehen. Es ist ein kleines Lied.

Blutdunkle Rosen duften so schwer, Mondschein streicht über die Gassen. Es ist so kühl und wunderlich seer, Die tiessten Schatten erblassen.

Es klingt ein Lied durch die Gassen entlang, Die Rosen zittern und lauschen ... Bon fernher schlägt in den werbenden Sang Taktgleich der Seewellen Rauschen.

Ich gehe durch Gärten auf heimlichen Wegen, Es beugen die Rosen sich nieder zu mir, Als wollten zu meinen Füßen sie legen Den duftenden Schmuck und die blutende Zier.

Das Lied verweht in den silbernen Weiten, Die Rosen entschlummern im kühlenden Licht... Ich warte. Ich will meine Hände ausbreiten Und wach sein, daß niemand die Rosen mir bricht.



Ernit Würtenberger, Zürich. Plakat für die Marignano-Aufführungen in Morschach (1911). Druck: Polhgraphisches Institut A. G., Zürich.



Ernif Bolens, Narau. Platat für die Ausstellung ber Nargauer im "Bolfsberg" Zürich. Drudt: Graph. Austalt J. E. Wolfensberger, Zürich.

Ich bin so ruhig. Maria wird leben. Ich will wach sein, daß Gott Maria nicht von mir nimmt . . . . .

34.

Muß ich euch wieder erzählen, wie Menschen sterben? Nein. Es tut weh, darüber zu reden. Aber ich muß doch sagen, daß Maria starb. Das Fieber wollte nicht von ihr lassen. Und das Berg wollte sich nicht mehr qualen damit. Darum schwieg es. Gang plöglich. Ich habe nicht geweint ... Ich bin in das Gärt= lein gegangen und habe alle Rosen gepflückt — die erst knospen= den, die halboffenen und die vollerblühten. Alle Rosen habe ich über Marias Bett gestreut. Biele von ihnen sind zu Boden gefallen. Was tat's? Es sind doch alle gestorben ... Als der alte Bendener sah, daß sein Maitli tot war, schüttelte er den Ropf und machte große Augen und ging ins Wirtshaus. Die Tiere im Stall fingen an zu brüllen. Ich hatte vergessen, sie zu füttern. Da habe ich mich in die Lippen gebissen und bin wieder der Arbeit nachgegangen ... Berger Bauern haben Maria zu Grabe getragen. Der Pfarrer habe eine recht schöne Predigt gehalten — so eine rechte Trostpredigt; man hätte sich verwundert, daß ich nicht mit in die Kirche gegangen, meinte der Fluri. "Ja - ja!" sagte ich. Sonst nichts.

Ich schaffe. Ich tu's nicht mit Kraft oder Lust. Ich tu's nur, nicht weil ich muß, aber weil ich nicht anders kann. Meine Nächte sind einsam. Sie lassen mich nicht schlafen. Das Bett nebenan ist mit einem schwarzgrünen Laken überdeckt worden. In diesem Bette lag Maria, als sie lebte und als sie starb...

Ich war mit Maria nicht, wie ich hätte sein sollen; aber eigentlich mache ich mir doch keine Vorwürse. Es fehlen mir die Kraft und der Wille, meine Schuld einzugestehen. Ich war nicht gut zu Maria — ich weiß das. Ich suchte Maria zu hassen — ich weiß das. Aber ich bin jeht so müde. Ich mag mich nicht quälen. Ich lebe; aber in mir innen ist die Kraft und die Hoffmung, die zu Kraft verhilft, erstorben.

Maria ist tot. Maria trug ein Kind unter dem Herzen. Marias Kind ist tot. Es war auch mein Kind. Ich will sagen: Maria und mein Kind sind tot. Ich sage so zu keinem Menschen, nur zu mir selbst. Ich sage es oft. Es ist seltsamt es ist sast wie eine stille schöne Lust, wenn ich immer sagen darf: Maria und mein Kind sind tot — Maria und mein Kind sind tot ... Ost habe ich auch große, ganz stille Augen, wenn ich an Maria denke, und ich habe keinen Schmerz. Ich habe auch nicht Sehnsucht...

Ich lebe; aber in mir innen ist viel erstorben. Viel — ich weiß nicht, was alles es ist. Dafür habe ich keine Worte . . .



Edouard Vallet, Genf. Ausstellungsplatat. Drud: Graphische Anstalt J. G. Wolfensberger, Bürich.

Ich schaffe weiter. Das Heu muß doch eingetan werden, und die Tiere wollen doch fressen. Eine Berwandte des Bensbener besorgt den Haushalt. Sie hat ein runzliges Gesicht und blöde Augen und eine heisere Stimme.

Ich sitze Abende lang im Wirtshaus und mag nicht heim. Ich habe niemanden mehr daheim. Ich merke, daß ich ein Säufer werde, wenn ich mich nicht dagegen wehre. Was sagte die Mutter einst, als der Bater sich nicht mehr zu helsen wußte? "Geh' in die Berge, Jochem! Die Berge machen dich stark!"

Die Mutter hat recht. Ich will in die Berge. Ja — ja. Das ist gut. Ja, ich will in die Berge nach Wildenmatt zurück.

Der Bendener flucht. Das gehe nicht, so von der Arbeit weglaufen.

"Nach dem Heuet geh' ich. Kannst mit einem Knecht weiterschaffen!"

Der Bendener will bitten.

"Ich tu's nicht! Ich bleibe nicht!" Ich sage es hart.

Alle Abende lege ich auf Marias Grab Blumen. Bom Bendener fort, von zu Haus fort — es geht. Aber vom Grab weg, vom frischen armen Grab weg ... Was tu ich denn? Maria und mein Kind sind tot ... Ja. Wenn der Winter

Maria und mein Kind sind tot ... Ja. Wenn der Winter kommt, kann ich der toten Maria keine Blumen mehr bringen, und der Schnee weht mir das Grab zu. Es ist besser für mich, in den Bergen weiterzuleben. Ich nehme das Bild Marias mit mir. Sie schaut mich mit großen glücklichen Augen an und sagt: "Ich bin froh, Jochem! Es muß schön sein, Mutter zu werden!" Ich trage Marias Bild ties im Herzen, Da nimmt es mir kein Mensch — kein Schicksol. (Schuß folgt).

# Schweizer Plakatkunst.

(Schluß).

Der Wert der Plakate von Sduard Renggli beruht im wesentlichen auf der markigen Zeichnung, den charaktervollen Konturen. Seine Farben sind weniger ansprechend. Renggli liebt es, durch die Masse zu wirken. Seinen Kaum nützt er voll aus. Das Sinzelne tritt zugunsten der Gesantwirkung zurück, so z. B. in dem Blatt, das dem Eidgenössissischen Turnssest in Basel gewidmet ist (Graphische Anstat W. Wassermann, Basel, s. Abb. S. 225) und einfach einen Ausschnitt aus einer übenden Turnerschar darstellt, ohne abgeschlossene Bildeinheit, sodaß durch Aneinanderreihen mehrerer Exemplare die Scharsich besliebig vergrößern läßt. Die Geschmacklosigkeit der durch den

Bildrand angeschnittenen Turner hätte man uns ersparen können; trohdem läßt sich nicht leugnen, daß die Kontinuität der Bewegung die Fernwirftung bedeutend steigert. Wohl das Beste von der Hand Sduard Rengglis ist sein Entwurf zur Berner Landesausstellung\*). Wie sicher geht hier seine Zeichnung dem Charafter dieser prächstigen Schweizerbauern nach und wie glüdlich ist die Klippe der Monotonie umgangen, die der Wiederholung verwandter Typen und bei der Gruppierung auf so geringer Fläche so gesfährlich werden konnte!

Auch Cuno Amiet hat sich im Plakat versucht. Für das Berner Kantonalschüßensest in Herzogenbuchse hat er ein interessantes Blatt geschaffen (1912, Artist. Anstalt Kümmerly & Fren, Bern, s. Abb. 224). Eine Schar Schüßen zieht auf der Landschaft einem Dorf zu. Boran flattert das Bernerbanner. Und die Farben dieses Banners geben das foloristische Grundmotiv für das Ganze. Schwarz, Rot und Gelb, sowie deren Wischungen durch Ueberdruck, setzen sich zu einem sehr aufdringlichen, sast brutalen Dreislang zusammen. Die leicht karifierende Zeichnung ist vortrefslich und vortrefslich auch

die eigenartige Anordnung. Das Ganze ist eine äußerst humors und charaktervolle Schilderung der Berner Landschaft.

Ein geistiger Antipode von Amiet ist Jean Morax. Seine Kunst ist romanische Eleganz und romanischer Geschmad. Das Plakat für die Orpheusaufführung in Mézières \*\*) hat trot der äußerlichen Annäherung an griechische Vasenmalerei wenig von antikem Geiste an sich, das Grazile dieser Gestalten, ihre

\*) Bgl. "Die Schweiz" XVI 1912, 137. — \*\* (ebb. XV 1911, 543.



Senri Claude Forelijer, Genf. Platat für bie X. Nationale Kunftausstellung ber Schweiz, Zürich 1910. Drud: Graph. Unftalt J. E. Wolfensberger, Zürich.